Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 14

Artikel: Eduard Huber

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637169

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

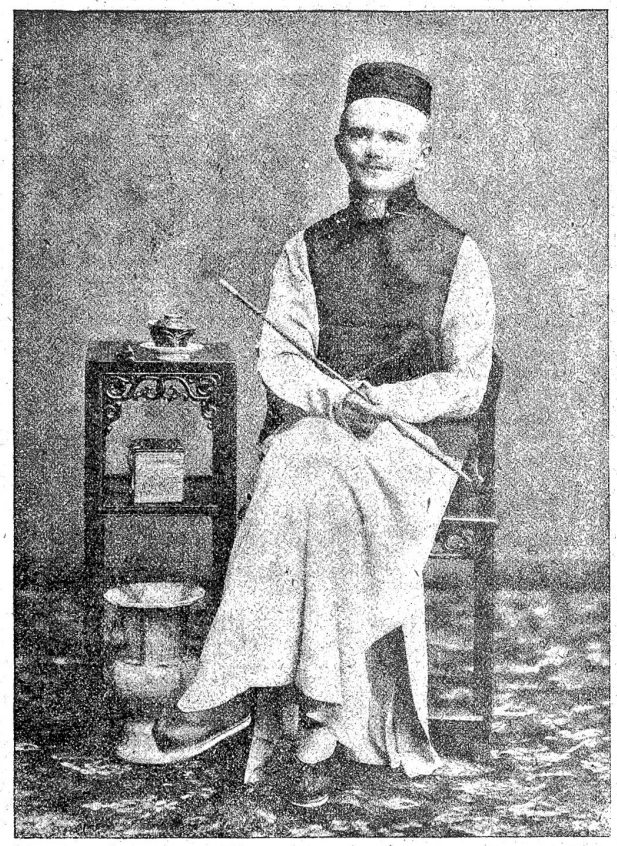
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Eduard Huber in chinesischer Kleidung.

gewöhnt war. „Kommt nur ungeniert herein, es gilt gleichviel wie das Draußenstehen!"

Hermine folgte ihr gelassen. Drinnen im breiten, mit Steinplatten belegten Hausflur kam den beiden eine Frau entgegen, die, ursprünglich groß gewachsen, nun so gebeugt ging, daß ihr Körper fast einen rechten Winkel bildete. Hermine erschrak innerlich vor der sonderbaren Erscheinung und hatte Mühe, sich an deren Anblick zu gewöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Huber.*)

Ein schweizerischer Indochinaforscher.

Indien bedeutet für uns das Land der Wunder. Südöstlich von Suez endet für den Europäer das Walten der Vorsehung abendländischer Art, und die Menschen werden den Göttern und Teufeln Asiens ausgeliefert, deren tropische Wildheit unseren nördlich-gemäßigten Sinnen und Gemütern meist unverständlich bleibt.

Gerade diese Tatsache, verbunden mit dem Fremdartigen einer unseren Verhältnissen und Lebensarten vollständig fernliegenden Welt macht es aus, daß in jedem von uns einmal der Wunsch auftaucht, hinzureisen und mit eigenen Augen zu betrachten, was uns Bücher und Schullehrer schildern und berichten. Allein es sind Wenige die Indienreisen nicht bloß auf der Landkarte ausführen. Man hat „kein Geld", man hat „Wichtigeres zu tun" — mit diesen Ausreden weiß sich der guterzogene Staatsbürger nicht nur von einer Indienreise, sondern noch über eine ganze Reihe von Forderungen, die seine Seele an ihn stellt, hinwegzutäuschen. Er lebt seinem Verdienste und merkt in der Sorge ums tägliche Brot oft nicht, daß er noch eine weitere Bestimmung hat, als in Hast und relativ friedloser Alltagsarbeit unter einem Joch von tausend Pflichten müde und alt zu werden: daß er in sich die seelische Forderung nach Weiterentwicklung trägt, auch wenn er übers Schwabenalter hinaus ist.

Ja, wird man fragen, soll denn ein jeder nach Hinterindien reisen? Nein: jeder fühlt ganz genau, was ihm nottut für seinen inneren Menschen, was er tun muß, um sein besseres Ich nicht unter der Last alltäglich-gewöhnlicher Betriebsamkeit untergehen zu lassen. Die Hauptsache dabei ist, daß er seiner inneren Forderung folgt und ihr nicht mit einer Ausrede ausweicht, weil ihm die Erfüllung dieser Forderung keine Million einbringt. — Manchmal wird es eine Reise sein, manchmal die Inangriffnahme eines „unrentablen" Werkes, manchmal das Sich-Zeit-Nehmen zum Lesen eines für ihn wichtigen Buches — vielleicht wird es bei dem oder jenem auch ein Sich-Loßreißen aus geliebten Verhältnissen sein, besonders dann, wenn seine Seele frei werden will von der Bemutterung heimatländischer Lebensauffassung, Denkart, Horizontverengerung, geistiger Abhängigkeit und vaterländischer Beschränktheit.

Eduard Huber war einer, den der Drang nach Wissen, die Liebe zu einer halb verschütteten, deswegen jedoch keineswegs zu verachtenden Kultur, und ein außerordentliches Sprachtalent hinauszogen in die weite, unerforschte, geheimnisreiche und gefährliche Welt Indochinas.

Wenn man glaubt, es sei eine Seltenheit, daß Schweizer an Durchforschungen fremdländischer, wenig bekannter Gebiete teilnehmen, so irrt man sich: bis zum Jahre 1904 zählte man 60 Afrikaforscher schweizerischer Herkunft.

Huber wurde als der zweite Sohn eines Ziegeleibesitzers zu Großwangen (Luzern) im Jahre 1879 geboren. Als Kind verunglückte er in der Fabrik seines Vaters und verlor seinen linken Arm. So konnte er nicht, wie er es sich wünschte, die militärische Laufbahn ergreifen. Bald entdeckten seine Eltern und Lehrer das außerordentliche Sprachtalent des Burschen. Als Fünfzehnjähriger kam er nach Solothurn an die Kantonsschule, wo er neben Französisch auch Unterricht nahm in Italienisch, Englisch, Spanisch, Hebräisch, Chaldäisch und Sanskrit.

Dann reiste er nach Paris, um die Sorbonne zu beziehen. Der Direktor wollte den schüchternen Schweizer abweisen, er ließ ihm ein arabisches Schriftstück reichen, das sollte er übersetzen. Zu seinem Erstaunen las und übersetzte ihm der linkische Schweizerjüngling das Prüfungsstück ohne langes Besinnen und so fließend, daß er Huber den Eintritt sofort gewährte. Außer den bereits angefangenen Sprachstudien beschäftigte sich Huber nun noch mit Altversisch, Russisch, Japanisch, Chinesisch, Armenisch und Hindostanisch. Es war in der Regel kein trockener Grammatikunterricht, den er genoß. An der Sorbonne sind nicht nur die besten Lehrer des ganzen Landes, dort finden sich auch Studenten aus allen Gegenden der Erde. Huber schloß zahlreiche Freundschaften mit Orientalen, in deren Muttersprachen er mit ihnen verkehrte und sich so in der Konversation übte. Mit einem Osmanen übersetzte er türkische Zeitungen, der Archimandrit (Erzpriester) der Armenier in Paris übersetzte mit ihm armenische Literatur, und Lièn Yông, ein Mandarin bei der chinesischen Gesandtschaft, führte ihn in die Abfassung diplomatischer Aktenstücke ein. Neben den klassischen Sprachen hörte er im Umgang mit Studienkameraden eine ganze Menge verschiedener Dialekte. „Und man stelle sich dabei nicht eine oberflächliche, auf einige Worte und Redewendungen beschränkte Kenntnis vor," schreibt einer seiner französischen Kameraden, der dann mit ihm in Hinterindien weilte. „Ich erinnere mich, daß ich Huber an der Schule, welche damals von Hanoi nach Saigon übersiedelte, auf Hindostanisch mit einem Portier aus dem südlichen Indien scherzen, mit seinen beiden Dienern fleißig Pekinger Chine-

*) Eduard Huber, ein schweizerischer Sprachengelehrter, Sinolog und Indochinaforscher. Sein Leben, seine Briefe, seine wissenschaftliche Bedeutung nebst einer Auswahl seiner Arbeiten von Casimir Schnyder, Zürich. Mit 40 Illustrationen und 3 Kartenskizzen. Verlag Orell Füßli 1920. 203 S. Preis Fr. 20.

sisch und Birmanisch reden, auf Annamitisch mit buddhistischen Bonzen sich unterhalten und dann einige Bruchstücke dieser Zwiegespräche uns übersetzen hörte in tadellosem Französisch, wie er es übrigens in irgend einer andern europäischen Sprache auch getan hätte. — Er beherrschte nicht nur Arabisch, Sanskrit und Chinesisch gründlich, sondern außerdem an die dreißig andere Sprachen Asiens und Europas. Wie viele von den besten Sprachkennern können sich dessen rühmen?" — Huber war ein Phänomen, das wahrscheinlich in der Welt einzig dasteht.

Nach dem Abschluß der Studien wollte Huber attaché à lécole française d'extrême Orient in Saigon werden. Diese Schule ist dem Generalgouverneur von Indochina und der wissenschaftlichen Beaufsichtigung der französischen Akademie unterstellt und bezweckt, an der archäologischen und philologischen Erforschung der indochinesischen Halbinsel zu arbeiten, mit allen Mitteln die Kenntnis ihrer Sprachen, Denkmäler und ihrer Geschichte zu fördern, und zum Studium der benachbarten Landstriche, Indien, China, Japan, Malaya, beizutragen. Sie gibt periodische Berichte über ihre Arbeiten heraus und rettet alte Urkunden und Kunstwerke vor dem vollständigen Untergang.

Huber schiffte sich im März 1901 in Toulon ein und gelangte nach einer prächtigen Meerfahrt, die er in seinen zahlreichen Reisebriefen schildert, etwa einen Monat später in Saigon an, wo man ihn wie einen kleineren Fürsten empfing. „Der Empfangssaal gibt punkto Ausstattung einem Salon vom Faubourg St. Germain nichts nach," berichtet er. „Meine Zimmer sind zur Hälfte auf annamitische Art eingerichtet, z. B. das große Himmelbett ist ganz von Tüll umgeben, durch den keine Mücke und kein Moskito hindurchdringen kann. Neben unserem Hause wohnen in zwei Bambushäuschen ein annamitischer und ein chinesischer Kuli mit Frau und Kind, beide bedienen uns. Wir wohnen im Villenquartier inmitten von Palmen, tropischen Pflanzen, wunderbaren Blumen und Springbrunnen." Sofort bekommt er den Ort seiner Tätigkeit lieb. Er sichtet 83 große Zinkkisten, deren Inhalt aus den wertvollsten Werken der kaiserlichen Bibliothek zu Peking, aus wundervollen Porzellangegenständen und Gemälden besteht. Tagsüber arbeitete er in den Zimmern und Sälen der Anstalt, draußen war die Hitze zu groß. Eine Stunde vor Nachtanbruch jedoch fuhr er in einer Kutsche aus. Alsdann wehte vom Meer her ein kühler (28 Grad) Wind. Es ging an zahlreichen annamitischen Pagoden vorüber, deren Mauern mit blauem Porzellan bedeckt sind. Ihre Dächer sind merkwürdig geschweift und tragen eine Menge kleiner Glöckchen, die beim leisesten Windhauch ertönen und ihr helles Geklingel in die dumpfen und schwermütigen Weisen der Bonzen mischen.

Barken des letzten Königs von Birma.

Annamitischer Bonze.

Seine Diener sind ihm treu ergeben. „Kaum bin ich in meinem Zimmer angelangt, so eilt Nam, der annamitische, oder Tao, der chinesische Boi herbei und kauert bei der Türe nieder und geht nicht weg, ehe ich fort gehe; er folgt mit seinen Blicken jeder meiner Bewegungen. Wenn ich etwas nötig habe, so errät er es, ohne daß ich es ihm zu befehlen brauche. Sieht er, daß ich schwitze, so fragt er mich: „Herr, hast du Durst?" Wenn ja, so holt er mir einen ganzen Hut voller Bananen, Ananas, Mangos. Gegen 7 Uhr fragt er: „Herr, willst du essen gehen?" Wenn ja, so stürzt er auf die Straße und führt einen der zahlreichen kleinen Wagen samt Kuli herbei, der mich im Galopp in das europäische Viertel herunterfährt... Nam und Tao bringen mir jeden Tag eine ganze Garbe der prächtigsten Blumen und etwa auch Käfer und Schmetterlinge, die das Entzücken der Naturforscher bilden würden. Eines Tages präsentierte sich Tao junior bei mir, in der einen Hand eine Schildkröte, in der anderen einen mächtigen Hornfrosch, so groß wie ein Kürbis. Dieser hat mir jedoch ein solches Unbehagen verursacht, daß ich dem kleinen Tao verbot, mir weitere Exemplare solcher Ungeheuer auf mein Zimmer zu bringen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Huber gleichsam als Kompensation für sein tägliches gelehrtes Stubensitzen Anteil nahm am Volksleben der Einheimischen und oft wochenlange Reisen unternahm. Gerade die Reisen erlaubten ihm, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, zu arbeiten an seiner Lebensaufgabe und sich zu erholen zugleich. Barken, sog. „Dschunken", Elefanten und kleine, ziegengroße annamitische Pferdchen dienten als Verkehrsmittel in das Innere des Landes, das der europäischen Kultur und dem Verkehr trotz der formellen französischen Oberherrschaft noch ganz verschlossen war. Ueberall wird Huber mit größten Ehren empfangen und bewirtet, denn sein Kornak (Elefantenführer) trägt am Arm die gelbe Binde des Königs,

und sein Ruf als „europäischer Mandarin" ist ohne Telegraph weit ins Innere der Halbinsel gedrungen. Wenn er dem Oberbonzen von Sala-Ku sagt, daß er das Pali, die Sprache Buddhas, verstehe, wächst der Respekt des Annamiten zur grenzenlosen Verehrung. Huber darf zu Füßen der goldenen Buddhastatue schlafen, wo er am Morgen durch den Lärm lernender Novizen geweckt wird. Der chinesische Lehrer läßt seine Zöglinge ihre Aufgaben mit lauter Stimme hersagen, damit keiner in Versuchung komme, Allotria zu treiben. Huber besuchte auch die Kaiserstadt Hué, die sonst den Europäern verboten ist. Dort befinden sich berühmte Herrschergräber, die mit Friesen und Inschriften geschmückt sind. Sie zu studieren und nach ihnen ein Geschichtswerk zu schreiben, brauchte eine Arbeitszeit von mehreren Jahren. Huber kopierte rasch, was ihm am Interessantesten schien, denn seine Zeit war nur kurz bemessen, und er mußte wieder nach Saigon zurückkehren, weil die école française de l'extrême Orient nach Hanoi im Lande Tonking versetzt werden sollte, und er die Verpackung und Verladung verschiedenen wissenschaftlichen Materials zu besorgen hatte. Das Klima in dieser Stadt war Huber weniger zuträglich als dasjenige von Saigon, er mußte oft im Bade arbeiten, um es auszuhalten in der großen Hitze, d. h. in der Badewanne, in die man beständig künstlich fabriziertes Eis warf, nicht etwa in einem Flusse oder im offenen Meere: dort wäre die Wassertemperatur so hoch gewesen, daß ein Bad vielmehr eine Ermüdung, denn eine Erfrischung bedeutet hätte. (Schluß folgt.)

Phantome von Lebenden und Toten.

III.

Die religiösen Hypothesen wollen wir hier ausschalten, denn sie gehören einem andern Gedankenkreis an. Um die Mehrzahl dieser Erscheinungen zu erklären oder ihnen doch nicht in völligem, trostlosem Schweigen gegenüberzustehen, bieten sich zwei Theorien an, die auf mehr oder weniger auseinanderlaufenden Wegen beide im Unbekannten enden, nämlich die spiritistische und die mediumistische Theorie.

Die Spiritisten oder besser die Neospiritisten oder wissenschaftlichen Spiritisten, die man nicht mit den allzu leichtgläubigen Schülern Allan Kardies verwechseln darf, behaupten, daß die Toten nicht völlig sterben, daß ihre geistige oder animistische Wesenheit sich nach der Auflösung des Körpers nicht verliert und im Raume zerstreut, sondern uns auch weiterhin mit einem tätigen, wenn auch unsichtbaren Dasein umgibt. Uebrigens besitzt die neuspiritistische Theorie über das Nachleben der entkörperten Geister nur ziemlich unbestimmte Begriffe. Sind sie klüger als einst, wo sie noch an den Körper gebunden waren? Besitzen sie umfassendere Kenntnisse und Fähigkeiten als wir? Unbestreitbare Tatsachen, auf Grund deren man dies behaupten dürfte, liegen bisher nicht vor. Im Gegenteil! Wenn die entkörperten Geister wirklich weiter leben, so scheint ihr Leben beschränkt, hinfällig, unsicher, gestaltlos und vor allem recht kurz zu sein. Dagegen wenden die Spiritisten ein: so erscheine es nur unsern ohnmächtigen Sinnen. Die Toten, durch die wir hinschreiten, ohne es zu ahnen, bemühten sich wohl, sich verständlich zu machen und sich kundzugeben, stießen sich aber an der undurchdringlichen Mauer unserer Sinne, die lediglich zur Wahrnehmung der Materie geschaffen seien und unwiderruflich von allem übrigen, d. h. zweifellos vom wichtigsten im Weltall, abgeschlossen seien. Was von uns überlebt, sei im Kerker unseres Leibes völlig unerreichbar für das, was von ihnen überlebt. Höchstens gelänge es ihnen für Augenblicke, einen schwachen Schimmer ihres Daseins durch die Spalten der seltsamen Organismen zu werfen, die wir Medien nennen. Aber dieser huschende, flüchtige, ungewisse, trübe und entstellte Schimmer könnte nur einen lächerlichen Begriff von einem Leben geben, das nichts mehr gemein hat mit dem rein animalischen Leben, das wir hier auf Erden führen. — Möglich ist es, und die Hypothese läßt sich verfechten. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß gewisse Mitteilungen und Kundgebungen auch die kältesten Gelehrten erschüttert haben, die den Einflüssen des Jenseits am abgeneigtesten waren. Um ihre Unruhe und ihr Erstaunen zu begreifen, braucht man nur — um ein Beispiel unter tausend zu nennen — den verwirrenden, aber unanfechtbaren Bericht des Professors Bottazzi, Direktors des Physiologischen Instituts an der Universität Neapel, zu lesen, der den Titel trägt: „In den unerforschten Gebieten der menschlichen Biologie. Beobachtungen und Experimente an Eusapia Paladino." Selten sind auf mediumistischem oder spiritistischem Gebiet Experimente mit gleich argwöhnischem Mißtrauen, mit gleich unerbittlicher wissenschaftlicher Strenge geführt worden. Als in dem kleinen physiologischen Laboratorium der Universität Neapel, hinter sorgfältig versiegelten und mit Vorlegeschlössern versehenen Türen, wo jede Betrugsmöglichkeit gewissermaßen mathematisch ausgeschlossen war, plötzlich einzelne Glieder und blasse, durchsichtige, kluge Hände erschienen und die Apparate in Betrieb setzten, die zur Aufzeichnung ihrer Berührungen bestimmt waren, und besonders, als sich zwischen den Vorhängen des mediumistischen Kabinetts das Profil eines schwarzen Kopfes zeigte, das mehrere Sekunden sichtbar blieb und selbst wie verstört verschwand ob der Ausrufe des Erstaunens, die es den Gelehrten entlockte, die doch auf alles gefaßt waren, da gesteht Professor Bottazzi, — es sind seine eigenen Worte, gemessen, wie es der Wissenschaft geziemt, aber vielsagend, — ihm sei ein Schauder über den ganzen Leib gelaufen.

IV.

Das beachtenswerteste spiritistische Argument stützt sich auf die Erscheinungen von Toten und auf die Häuser, in denen es spukt. Die Phantome, die dem Tod eines Menschen vorangehen, ihn begleiten oder ihm bald nachfolgen, wollen wir hier nicht berücksichtigen. Sie erklären sich durch die Uebertragung einer heftigen Gemütserschütterung von einem Unterbewußtsein zum andern, und auch wenn sie erst mehrere Tage nach dem Tode erfolgen, kann man noch behaupten, daß es verspätete telepathische Mitteilungen seien. Aber was soll man von den Phantomen sagen, die ein Jahr, ja zehn Jahre nach dem Verschwinden der Leiche entstehen? Sie sind allerdings ziemlich selten, aber schließlich gibt es doch solche, die sich schwerlich ableugnen lassen: so sorgfältig wurde ihr Erscheinen durch zahlreiche übereinstimmende und bestimmte Zeugnisse erhärtet. Zwar läßt sich auch hier, wo es sich zumeist um Erscheinungen handelt, die Verwandte und Freunde gehabt haben, die Behauptung aufstellen, daß es sich um telepathische Vorgänge oder Gedächtnishalluzinationen handelt, womit den Spiritisten eine neue, beträchtliche Provinz ihres Reiches genommen würde. Immerhin bleiben ihnen gewisse abgeschlossene Gebiete, wo unsre telepathischen Erklärungen schon schwerer Zutritt finden. Gibt es doch Fälle, wo Gespenster Leuten erschienen sind, die den als Geist Wiederkehrenden nie gekannt noch gesehen haben. Diese Erscheinungen fallen mehr oder minder mit den Gespenstern der Spukhäuser zusammen, auf die wir noch einen Augenblick zurückkommen müssen.

Wie schon weiter oben gesagt, ist es fast unmöglich, die Existenz dieser Häuser ehrlich in Abrede zu stellen. Auch hier drängt sich in den meisten Fällen die telepathische Erklärung auf. Ja, man kann ihr eine zwar seltsame, aber berechtigte Erweiterung geben, denn ihre Grenzen sind unbekannt. Es ist also ziemlich häufig vorgekommen, daß Gespenster die Ruhe eines Hauses störten, wo sich dann, bisweilen auf ihre Angaben, Gebeine gefunden haben, die entweder in den Wänden oder unter dem Fußbodenbelag verborgen waren. Es kann sogar vorkommen — wie in dem